

(Nachdruck verboten.)

1) Die bunte Reihe. Berliner Roman. Von Friedrich Mauthner.

I.

„Mama, wann giebt's Mittag zu essen?“
Es war der fünfjährige Siegfried, der zum drittenmal fragte.

„Galt' den Mund, dummer Bengel, wir müssen ja wieder auf ihn warten.“

„Hunger habe ich auch,“ sagte darauf das kleine Mädchen. „Vater könnte etwas schneller dichten.“

„Ach Gott, liebes Lenchen, das sage ich ihm oft genug. Aber gerade heute will er ja fertig werden mit seiner großen Sache. Heute müssen wir warten. Nimm Dir 'ne halbe Schrippe und gib Frieden die andre.“

Das schlauke, blasse Mädchen sprang vom Schemel auf, wo sie der Mutter bunte Seidenfäden zugereicht hatte, und ging an den Tisch heran. Der war noch vom Morgenkaffee her mit einem alten roten Tuch gedeckt, darauf standen jetzt drei Teller und Bestecke, allerlei Geschirr. Neben dem Suppenlöffel von gelb gewordenem Neusilber lag ein halbes Duzend Schrippen. Lenchen suchte eine heraus, welche die wenigsten Nussklee zeigte, brach sich ein Stück davon ab und gab das übrige ihrem Brüderchen. Lenchen war drei Jahre älter und bemutterte ihn gern. Sie hatte ihn schon lange beobachtet, wie er an der ungedeckten Seite des Tisches auf einem Stuhl kniete und das grobe Gebäck mit den Augen heranzuziehen suchte.

Während nun die Kinder ihren Hunger ein wenig stillten und miteinander dabei leise von der Maus erzählten, die sie und ihre Spielgenossen gestern auf dem Hof begraben hatten, stichelte Frau Bohrmann weiter an ihrer Handarbeit. Die kleine Wohnung lag vier Treppen hoch an der Nordseite der Frankfurter Linden. Die Hitze eines ungewöhnlich schwülen Sonntags war hereingedrungen. So saß die Lehrersfrau, mit übergeschlagenen Beinen, möglichst leicht gekleidet, da. Ihr Mann, der im Nebenzimmer so langsam dichtete, verabscheute jede Nachlässigkeit in der Kleidung; aber wenn er es anders haben wollte, so konnte er ja anstatt der drei lumpigen Pöcher hier unter dem Dache irgendwo eine Vel-Stage mieten, einen Flügel extra für sich, wo er dann den ganzen Tag ungestört dichten konnte, und die ganze Nacht dazu. In solchen Wohnungen gab es gewiß kühle Räume mit Springbrunnen. Sie war gar nicht so dumm. Sie konnte sich auch etwas ausmalen, schöner als er vielleicht. Und wenn sie ihm so nicht packte, dann blieb sie erst recht wie sie war. Die Füße nackt, einen alten dünnen Rock, und sonst nur mit einem groben Hemde bekleidet. Sie wußte ganz gut, was Batist war, sie hatte sogar einmal sechs Batisthemden gehabt. Damals, als sie noch glaubte, daß ein reicher Verehrer . . . ach, Unsinn! Jetzt war sie eine arme Lehrersfrau, und blieb es, weil sie's nicht ändern konnte.

Frau Bohrmann ließ die linke Hand mit der Handarbeit in den Schoß sinken und stocherte mit der Nadel in den hübschen, kleinen, regelmäßigen Zähnen. Konnte er auch nicht leiden. Just! Sie mochte kaum mehr als sechsundzwanzig Jahre alt sein, hatte volle, schöne Formen und ein hartes Gesicht mit einer auffallend kleinen, hübschen, frechen Stupsnase. Das Haar, das ihr ungeordnet in schlecht gesteckten Zöpfen um den Kopf hing, war von stumpf rötlicher Farbe.

Mit einem Lächeln der Befriedigung blickte sie auf ihre Handarbeit, die nun bald fertig war. Ein Sofadedchen, das sie aus allerlei Lappen mit bunter Seide regelmäßig zusammenstiftete. Vor Weihnachten hatte sie das Dedchen angefangen. Zum heiligen Abend sollte sie mit einem Plüschsofa überzückt werden, damit wenigstens dieses Zimmer hier, die gute Stube, nach etwas aussehe. Die beiden andern Stuben waren ja doch nicht sein zu kriegen; hinten hinaus schliefen die Kinder, seit kurzem auch sie, — seitdem ihn ihre Nähe beim Dichten störte, auf einmal! — und da lohnte es eigentlich nicht einmal immer die Mühe, die Betten zu

machen. Es kam ja doch keiner hinein, nicht zu den Kindern und nicht zu ihr. Und nebenan, wo er die Schularbeiten korrigierte und dichtete und schlief, da war das alte Gerümpel gerade recht. Nur hier in der guten Stube wollte sie ein Plüschsofa haben, wie ihre Cousine, die doch nur eine Schuchmannsfrau war.

Zu Weihnachten hatte sie es bestimmt erwartet. Ihr Mann hatte es ihr freilich nicht versprochen; er hatte auch kein Geld, hatte nie Geld, aber zu Weihnachten konnte doch einmal ein Plüschsofa vom Himmel fallen. Früher einmal, freilich nur ein einziges Mal, hatte sie so einen Weihnachtsabend erlebt. Die kleine goldne Uhr hatte sie von damals noch erhalten, sonst nur eine lustige kleine Erinnerung und eine große Sehnsucht.

Frau Bohrmann blickte vor sich hin, als erwartete sie etwas.

Lenchen mochte diesen Blick kennen und verstehen. Sie setzte sich wieder auf ihren Schemel und sagte:

„Mama, wenn Du mit dem Sofaschoner fertig bist und Papa mit seiner großen Geschichte, bekommen wir es dann?“

„Auf alle Fälle, Lenchen,“ antwortete Frau Bohrmann wieder mit dem Lächeln einer rohen Befriedigung. „Er muß. Eine ganze Garnitur. Sofa, zwei Fauteuils und sechs Stühle. Modefarbener Plüsch.“

„Mama, und das modefarbene Plüschkleid kriegst Du auch?“

„Du bist ein Engel, Lenchen. Aber das weiß ich nicht. Und wenn, dann vielleicht lieber ein blaues. Und Du kriegst dann meinen Handschuhkasten, weißt du, den mit dem nackten Engel darauf, und ich krieg' einen neuen einfachen, mit einem Duzend drin.“

„Mama, kriege ich Deinen alten Handschuhkasten mit oder ohne Handschuhe?“

Frau Bohrmann antwortete nicht. Sie stierte über den Tisch hinweg durchs Fenster. Ihr Gesicht nahm einen ernsten, träumerischen Ausdruck an, so ernst, als dächte sie nach.

„Am Ende hat er wirklich Glück damit,“ sagte sie langsam. „Die dummen Bauern haben oft die größten Kartoffeln. Nein, nein, wenn er Glück hat, will ich stille sein und meinetwegen glauben, daß er etwas los hat. . . Dann, Lenchen, dann sollst Du sehen. Ich habe auch bessere Tage gekannt. Wir nehmen dann ein Mädchen für alles, und zum Herbst oder zu Weihnachten . . . ja wohl, zu Weihnachten, dann nehmen wir eine Köchin, weißt Du, Lenchen, eine feine Köchin, und am zweiten Feiertage geben wir eine Gesellschaft, hic, vierzehn Personen, ich bin nicht abergläubisch, aber dreizehn geht nicht. Friede laßt den Abend bei der dummen Gans schlafen, bei Fräulein Reymond nebenan. Du darfst aufbleiben, damit Du 'mal eine feine Gesellschaft siehst. Weißt Du, mit 'nem Kohndiener und Rotwein, und Vorwle und Fischmayonnaise.“

Sie wurde von Siegfried unterbrochen, der jämmerlich zu weinen anfing.

„Was hat der Bengel schon wieder?“
Den Jungen stieß der Vork. Mühsam brachte er hervor:

„Dann kriege ich keine Fischmayonnaise, und Fräulein Reymond auch nicht. Dann werden die Großen alle Fischmayonnaise aufessen.“

„Galt' dein Mund, dummer Bengel. Vater muß ja arbeiten. Stör' ihn nicht. Wenn er Hefte korrigiert, magst Du heulen, so viel Du willst. Wenn er dichtet, kann er Heulen nicht vertragen.“

Lenchen war wieder an den Bruder herangetreten. Er hatte in seinem Schmerz das letzte Stückchen der Schrippe zu Boden fallen lassen. Sie hob es auf und schob es ihm fast gewaltig zwischen die Zähne.

„Sei doch man gut, Friede“, sagte sie gutherzig. „Fräulein Reymond soll nichts abfrieren. Aber Dir hebe ich etwas Mayonnaise auf. Und wahrscheinlich giebt's auch nur Heringsalat.“

„Wie Du Dich immer mit dem Jungen hast!“ rief Frau Bohrmann, als ob sie auf ihr Töchterchen eifersüchtig wäre. „Laß' ihn doch!“

Da öffnete sich die Thür des Seitenzimmers, und der Lehrer Bohrmann trat herein. Er war ein hübscher, großer, schlank und kräftig gebauter Mann von etwa dreißig Jahren. Um die Augen lag ein hilfloser Zug von Müdigkeit. An

der Stelle eines Schnurrbartes war nur ein hellblonder Flaum, aber um das Kinn wuchs ihm etwas dunkler ein dichter, kurz gehaltener Vollbart. Einfache, blonde Locken, wirkliche, natürliche blonde Locken umrahmten den kleinen Kopf, nur daß das Haar über der Stirne schon stark gelichtet war.

Nervös ging er auf die Kinder zu. Als ob er zanken wollte. Als er aber die verweinten Augen Siegfrieds sah, gab er ihm einen Stoß auf die Stirne und sagte:

„Ihr habt wohl Hunger? Seht, die Erde hat mich wieder. Das ist ein klassisches Dichterwort. Wir wollen essen.“

Er wandte sich an seine Frau und schüttelte mit unterdrücktem Vorwurf seine Locken, als er ihre mangelhafte Kleidung sah. Er selbst trug über einem buntsfarbigen Turnerkemden nicht ohne Eitelkeit ein baumvolles Röckchen. Er sah bei aller Kernlichkeit sauber und sogar ein bißchen gedehnt aus.

„Willst Du Dich nicht anziehen, liebe Gilde? Und wollen wir nicht essen?“

„Das fehlte mir gerade noch,“ rief Frau Bohrmann, die eigentlich Franziska hieß, und die der Lehrer in der sonnigen Brautzeit in Gilde umgetauft hatte, zur Erinnerung an eine alte Schwärmerei. „Das fehlte mir gerade noch, daß Du mir Vorwürfe machst. Seit einer Stunde ist das Essen fertig. Die Kinder bellen vor Hunger. Wir lauern und lauern, und da soll ich noch Zeit für meine Toilette haben! Der Herr Theaterdichter möchte sich wohl gerne einbilden, er wäre ein vornehmer Herr. Dann bilde Dir's gefälligst allein ein. Bin ich zu nichts andrem gut, so brauche ich auch nicht Toilette zu machen. Für Dich! Auch noch!“

Sie gab die böse Antwort in phlegmatischem Tone, ohne sich zu rühren; und that dabei, als ob sie ihre Handarbeit vollende. Dann warf sie diese plötzlich auf den Tisch, daß die bunten Lappen zwischen die Schrippen hineinfielen, und ging hinaus, wo von dem dunklen Flur die Thür nach der Küche führte.

Der Lehrer setzte sich zwischen seine Kinder an den Tisch.

„Wie oft soll ich es Dir sagen, lieber Siegfried, daß gefittete Männer und Frauen die Gabel nicht bereit halten, bevor sie die Speise nicht auf ihrem Teller liegen haben. Es sieht gierig aus und . . .“

Der Lehrer beendete seinen Satz nicht. Das Wort gierig hatte ihn an einen Vers seiner Tragödie erinnert, da verschwand ihm die Wirklichkeit, die Kinder, der unordentliche Tisch, die halb leere Stube, alles. Er wachte erst wieder auf, als seine Frau den Napf mit Bierkalttschale auf den Tisch stellte und dazu brummte:

„Die Bohnen werden ein bißchen angefeht haben. Und ich habe sie doch erst vor zehn Minuten vom Koch gerückt.“

Lenchen hätte auch ohne einen gewissen aufmunternden Blick gewünscht, daß Mama log, und daß sie Unterstützung suchte. Das gehörte immer zu Lenchens geheimen Vergnügungen.

„Ja, Vater,“ sagte Lenchen, „das Feuer schlug aber auch ordentlich aus dem Loch heraus. Die teure Kohle, sagte ich, und Mama sagte noch: Wenn Vater doch schneller dichten wollte!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Entfernung der Sonne.

Eine große Anzahl starker Fernrohre sind jetzt unablässig auf ein kleines Gestirn gerichtet, das vor 2½ Jahren entdeckt wurde und damals eine nicht unbedeutliche Aufregung unter den Astronomen hervorrief: der kleine Planet Eros, der unter seinen 450 und etlichen Geschwistern eine ganz besondere Stellung einnimmt. Der allgemeine Aufbau unseres Planetensystems war folgendermaßen festgestellt: Um die Sonne kreisen in regelmäßig auf einander folgenden Abständen die vier Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, welche sämtlich ähnlich wie die Erde gestaltet sind — eine feste Oberfläche haben und verhältnismäßig klein, aber von ziemlich dichter Masse sind. Dann folgen die zahllosen kleinen Planetoiden, kleine, fast liliputische Weltkörperchen, die nur einen Raum von wenigen Kilometern füllen. Und in immer weiterer Ferne folgen dann die großen Planeten Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, die in einem weiten Raum eine noch sehr wenig dichte Masse enthalten. In dieses System paßte nun der am 18. August 1898 entdeckte Eros gar nicht hinein. Seiner Größe und sonstigen Beschaffenheit nach gehört er unzweifelhaft zu den Planetoiden, und die Astronomen haben sich denn auch entschlossen, ihn dahin

zu zählen und haben ihm die Nummer 433 zugeteilt. Während aber alle andren Planetoiden ihre Bahn um die Sonne in dem großen Raume zwischen Mars und Jupiter durchlaufen, bewegt sich Eros zwischen Erde und Mars oder genauer zwischen Erde und Jupiter; denn seine etwas gestreckte Bahn schneidet die Marsbahn in zwei Punkten und reicht mit einem kleinen Ueberschuß über sie hinaus.

Infolge seiner eigentümlichen Bahn, die sofort das größte Aufsehen erregen mußte, kommt Eros der Erde näher als irgend ein andrer Planet; er nähert sich ihr nämlich alle 7 Jahre bis auf 20 Millionen Kilometer, also auf weniger als 3 Millionen Meilen, und gerade dieser Umstand ist es, der das Gestirn so interessant macht. Abgesehen von der Ungewöhnlichkeit der Bahn ist nämlich hierdurch ein bequemes Mittel gegeben, die Entfernung der Sonne sehr genau zu berechnen, und das ist der Grund, weshalb der kleine Weltkörper, der am 3. Februar d. J. in seine größte Erdnähe kam, so aufmerksam von den Astronomen beobachtet wird.

Die Entfernung der Sonne bildet das Maß, mit welchem die andren Entfernungen in den Weiten des Himmelsraumes gemessen werden; sie ist — abgesehen von der Entfernung des Mondes — die Grundlage für alle Angaben über Entfernungen von Gestirnen. Kein Wunder, daß man für die genaue Feststellung dieses Maßes, dieses himmlischen Meters, weder Nachdenken, noch Zeit und Mühe scheut und es immer genauer zu ermitteln sucht.

Entfernungen am Himmel können wir nicht anders bestimmen als solche auf der Erde, falls wir sie nicht direkt ausmessen: wir müssen eine Standlinie haben, von deren beiden Enden der entfernste Punkt in verschiedenen Richtungen erscheint. Wir sehen zum Beispiel auf einer Landstraße marschierend in der Ferne seitlich über einem Wald den raudenden Schornstein einer Fabrik aufsteigen; wir gehen so weit, bis die Richtung zum Schornstein gerade senkrecht auf derjenigen der Landstraße steht; dann gehen wir genau 100 Meter weiter und blicken wieder nach dem Schornstein hin. Jetzt ist er nicht mehr senkrecht zur Landstraße, sondern ein wenig geneigt. Haben wir ein Winkelmaß-Instrument zur Hand, so läßt sich diese Neigung leicht ausmessen, sie betrage z. B. 3 Grad. Mittels einer Rechnung von wenigen Minuten können wir dann mit voller Sicherheit erklären, daß die Fabrik 1910 Meter, also fast zwei Kilometer von uns entfernt ist.

Genau so versuchen wir am Himmel zu verfahren: Wir messen z. B. in einer schönen Vollmondnacht gerade um Mitternacht, wenn der Mond am höchsten steht, die Neigung, welche die Richtung, in der wir ihn sehen, mit unsrem Standort, sagen wir mal der Friedrichstraße in Berlin macht; gehen wir die Friedrichstraße hinunter, um noch von einem zweiten Punkt die Richtung nach dem Monde zu messen, so merken wir bald, daß diese Richtung überall dieselbe ist. Der Mond ist eben so weit von uns entfernt, daß ein Unterschied in der Richtung sich erst bei einer sehr großen Standlinie ergibt. Immerhin läßt sich eine solche noch ausmessen, und man hat danach die Entfernung des Mondes zu etwas mehr als 50 000 Meilen gefunden (genauer 51 544 Meilen oder 385 080 Kilometer). Um aber die Entfernung der Erde von der Sonne zu bestimmen, verfährt jede irdische Standlinie; selbst wenn man den Durchmesser der Erde, also eine Strecke von 1720 Meilen, zu Grunde legt, so erscheint die Sonne trotzdem von beiden Endpunkten in durchaus gleicher Richtung.

Schon früher versuchte man daher einen andren Weg zur Lösung der Aufgabe. Der erste, der einen ernsthaften Versuch unternahm, war der griechische Astronom Aristarch, der bereits vor mehr als 2000 Jahren die Sonne in den Mittelpunkt der Welt setzte, und lehrte, daß die Erde eine tägliche Drehung um ihre Axe und eine jährliche Bewegung um die Sonne ausführe, eine Lehre, die nach mehreren hundert Jahren wieder völlig in Vergessenheit geriet.

Aristarch stellte folgende Ueberlegung an: die Lichtgestalt des Mondes ändert sich mit seiner gegenseitigen Stellung zur Erde und Sonne. Bei Neumond steht er zwischen Erde und Sonne, so daß er uns die nicht erleuchtete Seite zulehrt; bei Vollmond steht er von der Sonne ausgehend hinter der Erde, weswegen wir die erleuchtete Seite sehen. Von der Stellung zwischen Erde und Sonne geht er, die Erde umkreisend, allmählich zur andren Seite der Erde herum, wobei seine Lichtgestalt immer mehr zunimmt. Hierbei muß einmal eine Stellung kommen, bei welcher die Verbindungslinie von der Erde nach dem Monde auf der Richtung von der Sonne nach dem Monde senkrecht steht. Außerlich ist diese Stellung leicht erkennbar; denn bei ihr muß uns die Mondkugel gerade die Hälfte der beleuchteten Seite zulehren, also genau als gefüllte Sichel, als Halbkreis erscheinen. Wägt man nun gerade zu dieser Zeit den Winkel, welchen die Blickrichtung von der Erde nach dem Monde mit der nach der Sonne macht, so würde man in dem Dreieck Erde, Mond, Sonne zwei Winkel kennen, und mithin die gesuchte Entfernung der Sonne als ein Vielfaches der Entfernung des Mondes auszudrücken vermögen.

Aristarch fand, daß zur Zeit der Mondquadratur — so nennt man die erwähnte Stellung — die Blickrichtung nach der Sonne auf der nach dem Monde nicht senkrecht steht, sondern um fast 3 Grad von der Senkrechten abweicht. Hieraus ergab sich die Entfernung der Sonne zu 20 Mondfernen, also zu etwa einer Million Meilen.

Diese erste Messung gab die gesuchte Größe etwa zwanzigmal zu klein; die Sonne ist ungefähr 400 mal so weit von uns entfernt, als der Mond. Aristarch fand die Abweichung, die die Blickrichtung nach

der Sonne von der Senkrechten hat, mit 8 Grad eben viel zu groß, sie beträgt kaum einen halben Grad, also eine Größe, zu deren Messung sehr feine Instrumente gehören, wie man sie damals keineswegs besaß. Dazu kommt, daß der genaue Augenblick, in welchem die Mondquadratur eintritt, sich keineswegs sehr genau feststellen läßt. Deswegen hat diese älteste Methode keine sehr zuverlässigen Resultate geben können, und man hat nach andern Methoden zur Ermittlung der Sonnenentfernung suchen müssen.

Auf alle diese Methoden können wir hier nicht eingehen; nur eine soll noch kurz besprochen werden. Einen wie großen Wert die Astronomen auf die genaue Bestimmung dieser Größe legen, ist u. a. aus den ungeheuren Aufwendungen zu ersehen, welche auf ihre Veranlassung von Privaten und Staaten zur Ermittlung derselben gemacht wurden. Den ältern Lesern wird es noch erinnerlich sein, daß vor 30 und 20 Jahren, in den Jahren 1874 und 1882, fast alle Kulturstaaen mit einem Aufwand von Hunderttausenden von Mark Beobachtungsstationen auf verschiedenen Orten der Erde errichteten, um den Vorübergang des Planeten Venus vor der Sonne zu beobachten. Dieses Ereignis, das in Zwischenräumen von etwa hundert Jahren zweimal kurz hintereinander eintritt — die nächsten sogenannten Venusdurchgänge werden sich in den Jahren 2004 und 2012 ereignen — dient lediglich der Bestimmung der Sonnenferne.

Seitdem die wahren Gesetze der Planetenbewegung erkannt sind, ist auch eine einfache Beziehung zwischen den Umlaufzeiten der Planeten und ihren Entfernungen von der Sonne festgestellt worden. Daraus folgt, wenn man die Umlaufzeit der Venus oder eines andern Planeten kennt — diese Zeiten sind aber genau zu beobachten —, daß man eine einfache Beziehung zwischen der Entfernung der Venus und derjenigen der Erde von der Sonne hat. Nunmehr ist für jeden, der mit Rechnen auch nur etwas Bescheid weiß, klar, daß man die gesuchte Entfernung findet, wenn man diejenige der Venus kennt. Da die Venus bei ihrem Vorübergang vor der Sonne sich beträchtlich näher an der Erde befindet als die Sonne, so ist die Verschiedenheit der Blickrichtungen nach der Venus von zwei entfernten Punkten aus, etwa von London und Kapstadt, leichter zu messen, als eine solche nach der Sonne zu messen wäre.

Noch stärker und daher genauer zu messen müßte die Verschiedenheit der Blickrichtungen nach einem Gestirn sein, das sich der Erde noch mehr nähert. Ein solches Gestirn ist nun der Anfangs erwähnte kleine Planet Eros, der sich Anfang Februar unserer Erde bis auf weniger als drei Millionen Meilen genähert hat. Diese Entfernung ist so gering, daß die Verschiedenheit der Blickrichtungen nach ihm thatsächlich noch genauer zu ermitteln sind, zumal mit den verbesserten Instrumenten der modernen Sternwarten, als es bei den früheren Messungen nach weiter gelegenen Sternen der Fall war. So ist denn mit Sicherheit zu erwarten, daß der gesuchte Metermaßstab am Himmel durch die Beobachtung dieses seltsamen, erst seit zwei Jahren bekannten Gliedes unseres Planetensystems recht genau ermittelt wird. —

Bt.

Kleines Feuilleton.

a. **Wöcklins Nachb.** Das meist belächelte Bild Arnold Wöcklins war zweifellos die berühmte „Susanna im Bade“ mit den beiden löstlichen Typen der die „Schöne“ heimlich beäugendenden Männer. Das Bild erregte auf der Internationalen Kunstausstellung 1891 in Berlin lebhaftes Aufsehen. Es dürfte aber wenig bekannt sein, daß der Meister einst mit diesem launigen Gemälde einen jenen Mißbrauch hat bestrafen wollen, dem er zum Opfer gefallen war. In den 80er Jahren, als er in Zürich wohnte, sprach ihm der Berliner Dantler St. den Wunsch aus, ein Bild von ihm zu besitzen; aber als schlichter Privatmann könne er unmöglich so viel dafür bezahlen, wie ein Kunsthändler. Wöcklin erbat sich des „armen Manns“ und gab ihm ein Bild für einen mäßigen Preis. Es dauerte nur ein paar Wochen, da las man in Berliner Zeitungen, daß das Gemälde bei einem Kunsthändler ausgestellt würde, und nach ein paar Monaten hatte dieser es um einen mehrfachen Betrag an eine Galerie verkauft. Ein Jahr verging, da tauchte der geschäftsmüde Berliner wieder in Zürich auf und klagte Wöcklin, daß er sich zu seinem schmerzlichen Bedauern das Bild von dem Kunsthändler habe entwenden lassen; scheinlich hat er den Meister, er möchte ihm doch ein andres Bild überlassen. Wöcklin ließ sich in der That noch einmal erweichen — aber das neue Gemälde ging natürlich denselben Weg wie das frühere, und nun war klar, daß der „begeisterte Verehrer“ lediglich als Vermittler jenes Kunsthändlers diene; später erfuhr man sogar, daß er an dessen Geschäft direkt beteiligt war. Als der Herr aus Berlin eines Abends am Stammtisch in Zürich erschien, meinte Wöcklin im Laufe des Gesprächs, er male am liebsten auf großen und gut gearbeiteten Mahagonibrettern, aber die wären sehr schwer zu bekommen. Da fragte der Berliner Geschäftsmann: Herr Professor, wenn ich Ihnen ein Mahagonibrett schide, malen Sie mir dann ein Bild darauf? Wöcklin willigte ein. Das Mahagonibrett kam dann aus Berlin und der Absender fügte zugleich die Bitte hinzu, daß das Bild zum Geburtstag seiner Frau geeignet sein möchte. . . . Das packte dem Künstler vortrefflich; im Horn über die ihm widersagene Erklärung malte er die lustige Satire „Susanna im Bade“! Pünktlich traf das mit Spannung erwartete Bild zum Geburtstag in Berlin ein. Die Scene im

Hause des Dantlers kann man sich denken. Das Bild wurde abgelehnt und zurückgeschickt: Wöcklin solle Herrn St. auf sein Brett entweder etwas andres malen oder ihm dieses „unversehrt“ zurückgeben. Die heftigen Auseinandersetzungen blieben erfolglos, schließlich kam es zu einem gerichtlichen Verfahren. Das Ende von Viede war, daß das Gemälde dem Künstler verblieb; er mußte nur für das Brett eine geringe Entschädigung zahlen. Bald darauf wurde das in übermütiger Laune geschaffene Bild von einem andern Berliner Geschäftsmann erworben, der es dann hier ausstellte. Wiederholt ist die „Susanna im Bade“ gegen hohe Preise in andre Hände übergegangen; gegenwärtig besitzt ein Herr in Basel das Bild, das eine so eigenartige Geschichte hat. —

— **Tschao-Tschu-Tschiao Selbstmordgedanken.** Masti! Wie Buddha will! Keinen lumpigen Last möchte ich eigentlich für mein Leben geben, wenn die Sache so ausgeht, wie meine europäischen Gönner sich's zurecht gelegt haben. Die Leute haben sich zu einem Verzweiflungsschritt entschlossen, den ich begehen soll. Und das schon seit geraumer Zeit! Aufrichtig gesagt, bin ich in größter Verlegenheit, was ich als Selbstmordmotiv angeben soll. Die Fessler Polizei-Korrespondenz kann doch nicht verlaublichen: Selbstmordmotiv: Unheilbarer Waldsee. Na, darüber sollen sich die Redacteure der „Sche-wu-sche-pau“ den Kopf zerbrechen. Ich habe wichtigere Sorgen. Vor allem könnte mir passieren, daß ich einen verunglückten Selbstmordversuch mache. Heiliger Confucius! Das wäre eine schöne Geschichte. Meine englischen und amerikanischen Freunde würde ich in eine nette Patzche bringen. Die haben ein Gesetz, daß, wer einen Selbstmord begeht und die Sache nicht gründlich besorgt, in ein Gerichts-Ramen gesteckt wird. Und an das Gesetz dürfen sie sich überhaupt nicht erinnern, sonst kämen sie dazu, sich selbst den Prozeß zu machen wegen Anstiftung und unerlaubter Beihilfe zum Selbstmord. . . . Wie eine Prinadonna komme ich mir vor. Nur wird statt meines Auftretens mein Abtreten angehängt, wieder verschoben, dann endlich festgesetzt. Die Karten behalten ihre Gültigkeit. . . . Eins freut mich: daß ich im vorigen Jahre dem Jurede der Missionare Stand gehalten habe. Wenn ich denen gefolgt hätte, wäre ich jetzt in einem traurigen Zwiespalt mit mir selbst. Die Missionare haben mir gesagt, daß Selbstmord eine Todsünde sei. Ich habe es ihnen nie glauben wollen. Aber sie behaupteten es steif und fest. Das war im Vorjahre. Seitdem kam sich doch alles geändert haben. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn ich jetzt aus principiellen Gewissensgründen den Leuten nicht einmal den kleinen Gefallen machen könnte, mir den Bauch aufzuschneiden. Na, das ist mir eripart geblieben. Meine Religion läßt mir in der Beziehung volle Freiheit. . . . Ich hätte schon längst der Sache ein Ende gemacht, wenn nicht unter den fremden Teufeln ein paar Destricker wären. Das sind Leute voll Ordnungssinn und Genialität. Die haben mich gefragt, ob ich einen Waffenpaß besitze, sonst könnte ich mit der Polizei Unannehmlichkeiten haben. . . . Das lenchtet mir ein, und darnach wird mir nichts übrig bleiben, als meinen Lebens mit meiner Vertretung zu beauftragen. Hochgestellte Persönlichkeiten müssen mit gutem Beispiel vorangehen und dürfen keine Polizeivordrifen überretten. — Worauf sich Tschao-Tschu-Tschiao in eine Niltzha setzte und das nächstgelegene Theehaus aufsuchte. — (A. Fr. Fr.)

Geographisches.

ss. Die neuesten Forschungen im südlichen Amerika, die von den Gelehrten der Princeton-Universität unternommen worden sind, werden vom Professor Patzer mit Bezug auf die geographischen Ergebnisse in dem „National Geographical Magazine“ besprochen. Die Ostküste des südlichen Patagonien besteht in einer Reihe von Meeresklippen in einer Höhe von 300- bis 500 Fuß, nur an den Flussmündungen besitzt sie einige Unterbrechungen der steilen Felsufer als Hafenzugänge. Die Gesteinsflächen, aus denen die Klippen zusammengesetzt sind, liegen fast horizontal und bestehen aus zwei Meeresablagerungen, getrennt durch eine Landbildung, und sämtlich bedeckt durch die sogenannte Große Kiesformation, ein Gebilde, das teils der Wirkung von Gletschern, teils der des Wassers ihren Ursprung verdankt. In Hinterlande der Küste finden sich weite Ebenen, die fast gänzlich wüste sind und nur einen dünnen Graswuchs und vereinzelte Gebüsche aufweisen. Das Guanaco, jene Abart des Lama, und der südamerikanische Strauch ist in diesen Gebieten überaus häufig. Die Ebenen werden durch Felsgebilde unterbrochen, die oft mehrere hundert Fuß hoch aufragen und der Küste parallel angeordnet sind, so daß sie wohl mit Sicherheit als ehemalige Meeresklippen zu betrachten sind, die bei der letzten Ueberflutung des Landes über das Wasser hinaustraten. Beträchtliche Flächen im Innern sind mit alten Lavaströmen bedeckt, die weithin einen schlackigen Boden bilden und hin und wieder von tiefen Schluchten durchsetzt sind. Das Klima und die Verteilung der Gewässer muß sich in diesem Gebiet während der letzten Zeit erheblich verändert haben, denn kleine Salzseen und wasserleere Täler deuten darauf hin, daß die Flüsse jetzt vielfach einen andern Weg nehmen als früher. In der Nähe des Abhangs der Anden ist der Boden mit alten Gletschergeröllen überfät und von einer Fülle kleiner Seen eingenommen. In wissenschaftlicher Beziehung ist das südliche Amerika somit ungemein interessant, weil hier alle möglichen Naturvorgänge in ihrer Umgestaltung des Lands studiert werden können: eine alte Meeresbedeckung, eine frühere Vergleiserung und eine Umwälzung in der Verteilung der

fließenden und stehenden Gewässer, wie sie mit gleicher Deutlichkeit nicht oft zu beobachten ist. —

Physikalisches.

— Neue Verbesserungen der drahtlosen oder abgestimmten und mehrfachen Funken-Telegraphie führte Prof. Dr. Slaby vorgestern im Konferenzsaale der „Allg. Elektr.-Ges.“ (Schiffbauerdamm) einem geladenen Kreise vor. Die „Nat.-Ztg.“ berichtet über diese Vorführung: Der Viskableiter dieser Centrale diente als Empfängerdraht für die im Laboratorium des Prof. Slaby in Charlottenburg und in der 14 Kilometer entfernten Centrale Oberspree in Nieder-Schöneeweide aufgegebenen Lufttelegramme. Die Aufgabe und der Empfang dieser Telegramme ohne Drahtleitung geschieht genau wie bei der Drahttelegraphie im Zimmer durch Morse- oder andre Apparate. Die Neuerungen und Verbesserungen der Funken-Telegraphie beruhen, wie der Vortragende ausführte, auf der Entdeckung, daß die elektrischen Wellen, die den funkengebenden oder empfangenden Draht erregen, ähnlichen Gesetzen folgen, wie die Schall- oder Tonwellen. Diese Entdeckung wurde auf photographischem Wege von Dr. Slaby gemacht. Man nimmt dabei Aethererschwingungen an wie bei Licht und Wärme. Die gewöhnliche Erschütterung des Keiters geschieht bei dem Ueberspringen der Funken 5—7 millionenmal in der Sekunde und verbreitet sich mit derselben Geschwindigkeit durch den Raum. Treffen die Wellenbewegungen auf ihrem Wege einen Draht von gleicher Länge und gleichen Eigenschaften wie der gebende Draht, so ziehen sie ihn in Mitleidenenschaft, versetzen ihn in ähnliche Schwingungen. Voraussetzung dabei ist, daß die Schwingungsdauer der Drähte miteinander übereinstimmt. Die elektrische Erregung auch des entfernten zweiten Drahts ist so stark, daß man Funken aus ihm ziehen kann. Jedoch sind bei größeren Entfernungen die Funken so klein, daß sie für das Auge unsichtbar bleiben. Nur durch Einschaltung eines „Fritters“, einer kleinen Menge Eisenfeilspäne zwischen zwei Leitern wird der Funke mittels eines Galvanometers bemerkbar und läßt seine Wirkung auf einen Schreibapparat übertragen. Ist der Empfangdraht isolirt, so schwingt er nur mit halber Wellenlänge; mit der Erde verbunden aber bringt er die elektrische Feuerwirkung zur vollen Geltung. Dabei kann man ohne weiteres eiserne Schiffsmasten und Viskableiter als Empfänger benützen. Daß der Empfangsdraht einfach in die Erde zu stecken sei, war im vorigen Jahre noch nicht bekannt. Damals glaubte man noch, daß dann die ganze Wirkung sich in die Erde ableiten würde. Erst die Erkenntnis, daß es sich um Wellenschwingungen mit Knotenpunkten und Ausladungen handelt, hat zu dieser weiteren Entdeckung geführt. Immerhin war die Wirkung in die Ferne, auch wenn man mit abgestimmten Drähten arbeitete, eine minimale. Um sie zu verstärken, um den Empfangsdraht zu verlängern, schaltete man Spulen ein, deren Wirkungen ebenfalls genau mit der Wellenlänge der elektrischen Schwingungen übereinstimmen müssen. Das hat die erstaunliche Verstärkung der Kraft um das 30- und 40-fache herbeigeführt. Die Sicherheit der Zeichengebung ist dadurch geradezu überausend geworden. Der Vortragende demonstrierte die Verstärkung eines elektrischen Stroms durch eine Spule und erzeugte damit die zehnfache Funkenlänge wie vorher. Er schätzte die Stärke des Stroms dabei auf zwei Millionen Volt. Man schaltet nun jedesmal vor einen Fritter eine solche Spule und erzielt damit nicht nur eine vollkommene Sicherheit der Zeichengebung, sondern auch einen unbedingten Schutz gegen das Auffangen der Nachrichten durch Andernese und die Möglichkeit, mit demselben Empfängerdraht zu gleicher Zeit mehrere Telegramme von verschiedenen Seiten aufzunehmen zu können.

Vor den Zuhörern wurde nun vom Sitzungsaal aus eine Nachricht nach den beiden anderen Stationen telegraphirt und alsbald lief gleichzeitig von Nieder-Schöneeweide und von Charlottenburg die fehlerfreie Antwort ein, die mit dem Morse-Apparat aufgenommen wurde. —

Technisches.

— Die Aluminium-Industrie in der Schweiz. Der „Zf. Bg.“ wird geschrieben: Immer mehr gewinnt die Aluminium-Industrie, besonders die Herstellung von Platten für die Zwecke der Photographie, die jetzt schon vielfach den lithographischen Druck verdrängt, in der Schweiz an Bedeutung. Wohl ist es richtig, daß Aluminium eine delikate, vor- und umsichtiger Behandlung erfordert, als der Stein, daß daher auf die Steintechnik eingewohnte Geschäftsleute sich nicht leicht für ein andres Verfahren begeistern und wenig geneigt sind, kostspielige und liebgevolmene Einrichtungen an neue zu verkaufen und auf diese die erforderliche Ausdauer und geistige Mäßigkeit zu übertragen. Wo dies aber der Fall und rationaler Betrieb und Sachinteresse vorhanden, bleibt der lohnende Erfolg nicht aus. Sachmänner, wie der Züricher Johann Haupt, der in Wien der erste Bahnbrecher und Träger auf diesem Gebiete geworden, haben gezeigt, daß das neue Vertriebsverfahren für erhöhte künstlerische und wissenschaftliche Ausfühung, sowie für erleichterte und billige Verwertung in Industrie, Handel und Gewerbe den übrigen Verfahren vorzuziehen sei. Zudem gestatten die leichten, dünnen Aluminiumplatten die Aufbewahrung in der Hand des Autors und Eigentümers und eine viel längere Verwendung und Korrektur als die Steine. Für Figurenliches und Landschaftliches, für technische Pläne, für geographische

und topographische Karten, für astronomische Zeichnungen und Nachbildungen usw. sind die feinen Aluminium-Platten ein viel ausgiebigeres Substrat; es ist auch das Auftragen der Tusche auf Aluminium nicht so delikat als auf den Stein — doch muß man auf die Originalzeichnung größere Sorgfalt verwenden. Größe und Maßstab der Zeichnung sind beim Aluminium bis auf 1/100 Centimeter Fläche ausführbar.

Humoristisches.

— Warnung. „Freunde! nimm Dir mir ja nie eine Frau, die schießt, so wie die meine! Wenn ich einmal später nach Haus komm', da schaut's mit einem Aug' auf d' Nyr und mit'm andern durchbohrt's mich!“ —

— Moderne Dichterode. Sie: „Denke Dir, Egon, diese Pöde hat mir der große Dichter gestern verehrt!“

Er: Pöde? Das ist ja bloß ein Schüppel kurzer Borsten!“

Sie: „Ja, weißt Du, Männchen, es ist eben ein moderner Dichter!“ —

— Kathederblüte. Professor: „Der Patient, meine Herren, den ich Ihnen hier vorführe, ist sozusagen ein Alkoholiker vom reinsten Wasser!“ — (Regend. hum. Bl.)

Notizen.

— a. Zur Herstellung des technischen Wörterbuchs, welches der „Verein deutscher Ingenieure“ ins Werk setzen will, ist der Sprachforscher und Lexikograph Dr. H. Hansen engagiert worden; ein Ausschuß steht ihm beratend zur Seite. —

— „Lucinde vom Theater“, eine alte Posse, geht am 9. März im Thalia-Theater in Scene. Das Stück ist dahin modernisiert worden, daß der zweite Akt ein „Ueberdrell“ bringen wird. —

— Orieux' Drama „Die rote Robe“ konnte bei der Aufführung am Mittwoch im Wiener Burgtheater keinen Erfolg finden. —

— August Ennas musikalisches Märchen „Das Streichholzmädel“ fand bei der Aufführung im Josefstädter Theater in Wien eine freundliche Aufnahme. —

— Eine Karl Becker-Ausstellung wird im März im Künstlerhause veranstaltet werden; die Ausstellung wird den Nachlaß des Meisters und Werke von ihm, die sich im Privatbesitz befinden, bringen. —

— Zur Erlangung von modernen Facadentwürfen schreibt der Verlag Seemann u. Co. in Leipzig einen Wettbewerb für deutsche Architekten aus. Das ausführliche Ausschreiben ist kostenlos durch die genannte Verlagsbuchhandlung zu beziehen. —

— Der neue Stern im Wilde des Perseus hat bereits an Helligkeit abgenommen. —

— Preisanschriften. Der Berliner Magistrat hat auf die beste Darlegung der Gründe, auf die das Kosten der eisernen Dampfheizungsrohre und Gefäßwandungen bei geschlossenen Warmwasserbereitungs-Kesseln, durch welche frisches Wasser stetig fließt, zurückzuführen ist und die auf genügende Versuche gestützte Angabe von praktisch brauchbaren Mitteln, um solches Kosten wirksam zu verhindern, einen Preis von 3000 M. gesetzt. Lösungstermin ist der 31. Dezember 1901. —

— Ein bei der internationalen Ballonfahrt am 7. Februar in Trappes bei Paris angelegter Sondierballon ging 12 700 Meter hoch und notierte als tiefste Temperatur —55 Grad Celsius. —

— Metrisches Maß und Gewicht wird vom 1. Januar 1903 auch in den Vereinigten Staaten eingeführt. Von allen civilisierten Staaten ist nur England in der allgemeinen Einführung der metrischen Maßeinheit noch rückständig. —

a. Prüfung von Leinwand auf Baumwollzusatz. Läßt man einen Tropfen Tinte auf den zu untersuchenden Stoff fallen, und der Tropfen breitet sich in zwei entgegengesetzten Richtungen aus, dann ist die Leinwand mit Baumwolle vermischt. Breitet sich dagegen der Tropfen nach allen Richtungen gleichmäßig aus, so ist die Leinwand unverfälscht. Häufig ist die Leinwand sehr stark appetriert; auf einer solchen Leinwand läuft der Tropfen Tinte überhaupt gar nicht auseinander; wenn man eine Leinwand solcher Art mittels der Tintenprobe darauf untersuchen will, ob ihr Baumwolle zugesetzt ist, muß man durch starkes Reiben des Stoffes die Appetrie aus ihm entfernen, um ein Resultat zu erreichen. —

c. Ein Gehalt von über drei Millionen Mark pro Jahr wird ein Herr Charles v. Schwab beziehen, der zum Direktor des Stahlwerks ausgerufen ist. Dies ist das bei weitem höchste Gehalt, das in Amerika je gezahlt worden ist. Schwab war Carnegies Geschäftsführer. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 3. März.